BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Über die deutsche Litteratur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern

Wien 1781

H.lit.p. 137 ob
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10732500-3
VD18 14456524

H. lit. P.
137
ob
Fiche

Ex donat: Molliana.
H. Lit. P.
~~221~~
137 ob
Litteratur
Friedrich
Fiche

[Friedrich II. v. Preußen]

Ueber die deutsche Litteratur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern.

R

Aus dem Französischen übersetzt.

Wien,
gedruckt bey Johann Thomas Edlen von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ueber die deutsche Litteratur; die Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben; und die Mittel sie zu verbessern.

Sie wundern sich, mein Herr, daß ich immer noch nicht meine Stimme mit der Ihrigen vereinigen will, um den Fortschritten, welche nach Ihrem Urtheil, die deutsche Litteratur fast täglich macht, Beyfall zu geben. Ich liebe unser gemeinschaftliches Vaterland so sehr wie Sie; aber gerade eben dieses ist mir ein Beweggrund, ihm nicht eher Lob zu bewilligen, bis es sich desselben würdig gemacht hat. Man erklärt nicht einen Mann für Sieger, der noch mitten in der Laufbahn ist, es zu werden. Ich erwarte, daß er das Ziel wird erreicht haben, und dann wird mein Beyfall eben so aufrichtig, als gerecht seyn.

Sie wissen, daß in der gelehrten Republik eine vollkommene Freyheit der Meynungen herrschet. Sie sehen die Gegenstände aus einem, ich aus einem andern Gesichtspunkt. Erlauben Sie also, daß ich mich erkläre, und Ihnen meine Art zu denken, so wie meine Ideen über die alte und neue Litteratur, genauer entwickele. Ich werde sie in Absicht der Sprachen, der Wissenschaften und des Geschmacks betrachten. Ich mache mit Griechenland, dieser Wiege der schönen Künste, den Anfang. Die Sprache der griechischen Nation ist die harmonischste von allen, welche je geredet worden. Ihre ersten Theologen und Geschichtschreiber waren Dichter. Diese brachten glückliche Wendungen in ihre Sprache, wurden Schöpfer einer Menge malerischer Ausdrücke, und für alle ihre Nachfolger, Lehrer der Kunst, sich mit Anmuth, Feinheit und Würde auszudrücken.

Ich gehe von Athen nach Rom über, und finde hier eine Republik, welche zuerst lange Zeit mit ihren Nachbarn krieget, und dann für die Ehre und die Vergrösserung ihres Reichs kämpft. Alles in diesem Staate war Nerve und Kraft, und nicht eher, bis Roms Nebenbuhlerinn, Carthago, zerstört war, fanden hier die Wissenschaften Eingang. Der grosse Scipio der Afrikaner, der Freund des Lälius und Polybius,

war

war der erste Römer, der die Wissenschaften beschützte. Dann folgten die Gracchen; dann Antonius und Crassus, zwey berühmte Redner ihrer Zeit. Doch gelangten die Sprache und der Styl der römischen Beredsamkeit nicht eher zu ihrer Reife, als zu den Zeiten des Cicero, des Hortensius, und der vortrefflichen Genies, welche die Zierde der Regierung Augusts waren.

Diese kurze Uebersicht bezeichnet mir den natürlichen Gang der Litteratur. Ich bin überzeugt, daß kein Schriftsteller gut in einer Sprache schreiben könne, die noch nicht ausgebildet und verfeinert ist. Ich sehe auch, daß man in allen Ländern mit dem Nothwendigen anfängt, und erst nachher das Angenehme hinzufügt. Die römische Republik fängt damit an, sich zu bilden; dann kämpft sie, um Länder zu bekommen; dann sucht sie dieselben anzubauen; und nicht eher, bis sie nach den punischen Kriegen, eine feste und dauerhafte Verfassung erhalten, entsteht der Geschmack für die Künste, und gelangt die lateinische Sprache und Beredsamkeit zu einiger Vollkommenheit. Ich bemerke aber hiebey, daß zwischen dem Zeitalter des ältern Scipio, und dem Consulat des Cicero sich ein Zeitraum von hundert und sechzig Jahren befindet. Ich schließe hieraus, daß die Fortschritte zur Vollkommenheit in allen Dingen, langsam

 sind,

sind, und daß der Kern, den man in die Erde pflanzt, erst Wurzel fassen, hervorkeimen, seine Zweige ausbreiten, Kraft und Stärke gewinnen müsse, ehe er Blumen und Früchte hervorbringen könne. Ich beurtheile dann Deutschland nach diesen Regeln, um den Standpunkt, in welchem wir uns itzt wirklich befinden, mit Billigkeit zu bestimmen; ich befreye mich von allen Vorurtheilen, und lasse mich blos von der Wahrheit leiten. Und nun finde ich eine noch halb barbarische Sprache, in so viele verschiedene Dialekte vertheilt, als Deutschland Provinzen hat. Jeder Kreis hält sich überzeugt, seine Sprache sey die wahre ächte und deutsche. Wir besitzen noch keine von der ganzen Nation gebilligte Sammlung, in der man alle Worte und Redensarten fände, nach denen man die Reinigkeit der Sprache sicher beurtheilen könnte. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg kaum verständlich; und der österreichische Styl ist für die Sachsen dunkel. Es ist also physisch unmöglich, daß auch ein Schriftsteller von dem größten Geist, diese noch ungebildete Sprache vortreflich behandeln könne. Verlangt man vom Phidias eine Venus von Gnidus; so muß man ihm einen Marmor ohne Fehler, feine Meissel und gute Grabstichel geben. Nur dann darf man von seiner Arbeit etwas erwarten; aber

ohne

ohne Werkzeuge läßt sich kein Künstler denken. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen, daß auch die griechischen Republiken ehemals eben so viele verschiedene Dialekte hatten, als wir; und daß man noch itzt das Vaterland eines Italiäners an seinem Styl und seiner Aussprache erkennen könne, die immer in einem Lande anders sind, als in dem andern. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Behauptung gar nicht; aber sie dürfen uns nicht abhalten, den fernern Fortschritten der Litteratur im alten Griechenland und im neuern Italien, weiter nachzugehen. Die berühmten Dichter, Redner und Geschichtschreiber dieser Länder setzten die Sprache derselben durch ihre Schriften fest. Das Publikum nahm nach einer stillschweigenden Uebereinstimmung, die Wendungen, Phrasen und Metaphern, als die besten und richtigsten an, welche jene große Künstler in ihren Werken gebraucht hatten. Ihre Ausdrücke wurden nach und nach allgemein ausgebreitet, und die Sprachen wurden durch sie verschönert, veredelt und bereichert.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf unser Vaterland, so finden wir ein Gewirre von Sprache, ohne alle Anmuth, das jeder nach seinen Einfällen behandelt. Man kennt hier keine Wahl der Ausdrücke, man vernachläßigt die

eigentlichsten und ausdrückendsten Worte; und man verschwemmt oft allen Sinn und Gedanken in einem Meer von Episoden. Ich gebe mir alle Mühe, um unsere Homere, unsere Virgile, unsere Anacreons, unsere Horaze, unsere Demosthene, unsere Cicerone, unsere Thucydides, unsere Livius, auszuforschen; aber ich finde sie nirgend, alle meine Mühe ist umsonst. Ich dächte also, wir wären aufrichtig, und gestünden nur ehrlich, daß bis itzt die schönen Wissenschaften in unserm Boden, noch nicht haben gedeihen wollen. Deutschland hat Philosophen gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten aushalten, und sie sogar in mehr als einer Gattung übertreffen. Ich werde auch hierauf nachher noch zurück kommen. Aber in Absicht der schönen Wissenschaften müssen wir unsre Dürftigkeit nur gestehen. Alles, was ich Ihnen, ohne mich zum Schmeichler meiner Landsleute zu erniedrigen, zugestehen kann, ist, daß wir in der kleinen Gattung der Fabel einen Gellert gehabt haben, der sich neben Aesop und Phädrus gesetzet. Die Gedichte des Canitz sind erträglich, aber nicht von Seiten der Sprache, sondern mehr, weil er, jedoch nur schwach, den Horatz nachahmt. Ich will auch die Idyllen des Geßner nicht ganz übergehen, die einige Vertheidiger haben; aber ich muß mir doch

die

die Erlaubniß ausbedingen, ihnen die Werke des Tibull, Catull, und Properz vorzuziehen. Wenn ich die Geschichtschreiber durchgehe, finde ich nur die deutsche Geschichte von Mascow, welche am wenigsten fehlerhaft ist. Und erwarten Sie wohl im Ernst, daß ich Ihnen vom Verdienst unsrer Redner etwas sagen soll? Ich wüßte Ihnen wenigstens keinen zu nennen, als den berühmten Quandt zu Königsberg, der die seltene und in seiner Art einzige Gabe besaß, seine Sprache harmonisch zu machen, und ich muß leider! zu unsrer Schande hinzusetzen, daß dieses Verdienst gar nicht erkannt worden, und seinen Namen nicht berühmt gemacht habe. Und wie kann man auch verlangen, daß die Menschen sich beeifern sollen, jeder in seiner Art vollkommen zu werden, wenn der Ruhm nicht ihre Belohnung ist? Indeß will ich zu den Herren, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzusetzen, von dem ich reimlose Verse gesehen habe; die Cadenz und Harmonie derselben entstand aus der Abwechselung der Dactylen und Spondäen; sie waren voll von Verstand; und mein Ohr wurde sehr angenehm durch einen Wohllaut der Töne geschmeichelt, dessen ich unsre Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß diese Art von Versification sich am besten für unsre Sprache schicke, und sehr große

Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man sich Mühe geben, sie dadurch vollkommener zu machen; so würde man es wahrscheinlich hierinn weit bringen.

Vom deutschen Theater möchte ich Ihnen lieber gar nichts sagen. Die Melpomene ist bey uns von sehr seltsamen Leuten verehret worden; einige traben auf hohen Stelzen einher, andre kriechen im Staube; alle übertreten die Regeln der Kunst, können daher nicht interessiren und rühren, und müssen von den Altären der tragischen Muse verwiesen werden. Die Liebhaber der Thalia sind etwas glücklicher gewesen; sie haben uns wenigstens eine wahre und originelle Komödie geliefert, ich meyne den Postzug. Der Dichter dieses Stücks hat unsre Sitten und unser eigenthümliches Lächerliche auf das Theater gebracht. Das Stück ist sehr gut gemacht, und Moliere selbst hätte den Gegenstand desselben nicht glücklicher bearbeiten können. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht eine größre Menge unsrer guten Produkte aufzählen kann. Ich mache deshalb der Nation keine Vorwürfe; es fehlt ihr nicht an Genie und Geist. Aber gewisse Ursachen haben sie zurückgehalten und verhindert, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn zu erheben. Lassen Sie uns bis zu der Wiederauflebung der Wissen-

senschaften zurückgehn, und die verschiedene Lage gegen einander halten, in der sich Italien, Frankreich und Deutschland, zur Zeit dieser Revolution des menschlichen Geistes befanden.

Sie wissen, daß die Wissenschaften zuerst in Italien wieder gebohren wurden, wo das Haus Este, die Medicis und der Papst Leo X. sie beschützten, und ihre Fortschritte begünstigten. Zu eben dieser Zeit, da Italien verfeinert wurde, war Deutschland, durch die Zänkereyen der Theologen, in zwey Partheyen getheilt, deren jede durch erbitterten Haß gegen die andere, und durch fanatischen Enthusiasmus, sich auszeichnete. In Frankreich bemühte sich dagegen Franz I. mit Italien den Ruhm der Wiederherstellung der Wissenschaften zu theilen. Aber seine Mühe war vergeblich, sie in sein Vaterland herüber zu bringen. Die französische Monarchie befand sich damals in einem Zustande der Ermattung, erschöpft durch die Loskaufung ihres Königs von Karl V. Die Kriege der Ligue hinderten nach Franz I. Tode, die Franzosen, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen. Nicht eher als gegen das Ende der Regierung Ludwig XIII. Da die Wunden der bürgerlichen Kriege geheilet, und die Zeitumstände, unter dem Kardinal Richelieu, günstiger waren, kam man auf den Plan Franz I. zurück.

Der

Der Hof ermunterte die Gelehrten und die schö-nen Geister, die Nacheiferung ward allgemein, und es dauerte nicht lange, so gab unter Ludwig XIV. Paris, weder Rom, noch Florenz etwas nach. Und nun, wie sahe es um diese Zeit in Deutschland aus? Gerade damals, wie Richelieu sich den hohen Ruhm erwarb, seine Nation zu bilden, wüthete der dreyßigjährige Krieg in seinem größten Feuer. Deutschland wurde durch zwanzig verschiedene Armeen verwüstet und geplündert, die Sieger oder Besiegte, allemal die Zerstörung hinter sich führten. Das Land wurde verwüstet, und nicht wieder angebauet, die Städte beynahe ganz verlassen. Auch nach dem westphälischen Frieden hatte Deutschland noch nicht Zeit, sich wieder zu erholen. Bald mußte es der damals sehr furchtbaren Macht des ottomannischen Reichs widerstehen; bald gegen die französischen Armeen kämpfen, welche die Herrschaft ihres Reichs über Deutschland auszubreiten suchten. Zu eben der Zeit, als die Türken Wien belagerten, Melak die Pfalz verwüstete, wo Städte und Dörfer von den Flammen verzehret wurden, und wo selbst die sonst heilige Freystatt des Todes durch die ausgelassene Frechheit der Soldaten verletzt wurde, welche die Leichname der Churfürsten aus ihrer Gruft hervorzogen, um ihre elende Ue-

ber-

berbleibsel sich zuzueignen; wo verlassene Mütter mit ihren abgezehrten Kindern auf dem Arm, sich aus den Trümmern ihres Vaterlandes retteten: zu eben dieser Zeit, darf man nicht erwarten, daß man zu Wien und Manheim, Sonnets verfertigt, und sich mit witzigen Epigrammen beschäftigt habe. Die Musen verlangen ruhige Zufluchtsorte; sie fliehen die Gegenden, wo die Verwirrung herrscht, und alles zerstört wird. Erst nach dem spanischen Successionskriege fieng man an einigermassen wieder herzustellen, was so vieles auf einander folgende Elend vernichtet hatte. Nicht also dem Geiste und Genie der Nation muß man die schwachen Fortschritte, die wir bisher gemacht, beymessen; sondern wir müssen die Ursachen derselben allein in einer Folge trauriger Umstände, in den fast unaufhörlichen Kriegen suchen, die unser Vaterland zerstörten, und eben so arm an Menschen, als an Gelde, machten.

Lassen Sie uns den Faden der Begebenheiten nie aus den Augen verlieren, sondern itzt den Gang unsrer Väter beobachten. Sie werden mit mir die Weisheit loben, die ihr Betragen leitete. Sie handelten gerade so, wie es der Lage, in der sie sich befanden, angemessen war. Sie fiengen an, sich auf den Landbau zu legen, und aus Feldern, zu derer Be-

arbeitung bisher keine Hände da waren, einen neuen Werth zu ziehn. Sie stellten die zerstörten Häuser wieder her; sie begünstigten die Fortpflanzung und Vermehrung des menschlichen Geschlechtes. Man ist allenthalben bemüht gewesen, wüste und verlassene Länder wieder urbar zu machen; die vermehrte Bevölkerung hat Industrie hervorgebracht; auch der Luxus hat sich bey uns eingefunden, ein Verderben für kleine Staaten, aber nützlich für die großen, in denen er die Circulation des Geldes befördert. Durchreisen Sie itzt einmal Deutschland von einer seiner Gränzen bis zur andern; allenthalben finden sie ehemalige Flecken in blühende Städte verwandelt. Hier liegt Münster, etwas weiter hin Cassel; hier Dresden und Leipzig. In Franken finden Sie Würzburg, Nürnberg. Wenn Sie sich dem Rhein nähern, kommen Sie über Fulda und Frankfurt am Mayn, nach Manheim, von da zurück über Mainz nach Bonn. Jede dieser Städte stellt dem erstaunten Reisenden Gebäude dar, die er an der Stelle des ehemaligen hercynischen Waldes nicht vermuthet hätte. Die männliche Thätigkeit unsrer Landsleute begnügte sich also damit nicht, nur blos den Verlust zu ersetzen, den das öffentliche Unglück verursacht hatte; sie erhob sich weiter, und brachte das zur Vollkommenheit, wovon

unsre

unsre Vorfahren nur die ersten Entwürfe versucht hatten. Seit der Zeit dieser glücklichen Veränderungen sehen wir den Wohlstand weit allgemeiner werden. Der niedre Stand des Landmanns und Bürgers schmachtet nicht mehr in einer schändlichen Unterdrückung; Väter können itzt ihre Söhne den Wissenschaften widmen, ohne sich zu verschulden. Dies sind die Erstlinge der glücklichen Revolution, die wir noch zu erwarten haben; itzt sind die Bande, welche das Genie unsrer Vorfahren fesselten, zerbrochen; schon bemerkt man, wie der Same einer edlen Nacheiferung unter uns zu keimen anfängt. Wir schämen uns, in gewissen Gattungen noch nicht mit unsern Nachbarn uns vergleichen zu dürfen; wir wünschen mit unermüdeten Arbeiten die Zeit wieder zu gewinnen, die wir durch unsre Widerwärtigkeiten verlohren haben. Ueberhaupt ist itzt der Geschmack der Nation so eifrig auf alles gerichtet, was unser Vaterland berühmt machen kann, daß man bey diesen Gesinnungen gar nicht zweifeln darf, die Musen werden auch uns zu seiner Zeit in den Tempel des Ruhms einführen. Wir wollen also untersuchen, wie das noch übriggebliebene Unkraut der Barbarey aus unserm Boden völlig auszurotten seyn möchte, und was noch zu thun wäre, um die Vollkommenheit zu beschleunigen, zu der

sich unsre Landsleute zu erheben wünschen. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon gesagt habe; man muß damit anfangen die Sprache zu verbessern. Sie muß noch gefeilt, abgehobelt, und durch geschickte Hände bearbeitet werden. Deutlichkeit ist die erste Regel, welche alle, die reden und schreiben, beobachten müssen, weil ihre Absicht ist, die Gedanken und Begriffe zu mahlen, und durch Worte auszudrücken. Wozu dient es, die richtigsten, stärksten und glänzendesten Ideen zu denken, wenn man sie nicht verständlich ausdrücken kann? Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrner Styl; sie schließen ein Parenthese in die andere, und oft findet man erst am Ende einer Seite das Wort, von welchem der Sinn der ganzen Periode abhängt. Nichts verwirrt die Construktion mehr; anstatt reich zu seyn, ist man nachläßig, und es würde leichter seyn, das Räthsel des Sphynx aufzulösen, als ihre Gedanken. Eben so schädlich für die Fortschritte der Wissenschaften, als die Fehler, welche ich unsrer Sprache und unserm Styl vorgeworfen, ist der Mangel eines gründlichen Studirens. Man hat unserer Nation ehemals Pedanterie vorgeworfen, weil wir eine Menge Commentatoren, und gar zu sorgfältige Untersucher von Kleinigkeiten unter unsern Gelehrten hatten. Um sich von diesem Vorwurf

zu

zu befreyen, fängt man itzt an, das Studium der gelehrten Sprachen ganz zu vernachläßigen; und um nicht für einen Pedanten gehalten zu werden, bleibt man in allen Wissenschaften nur bey der Oberfläche stehn. Wenige unsrer heutigen Gelehrten können ohne Schwierigkeit die griechischen und lateinischen klassischen Schriftsteller lesen. Will man aber sein Ohr durch die Harmonie der homerischen Verse bilden; so muß man diesen Dichter ganz fertig ohne Hülfe eines Wörterbuchs lesen können. Eben dieses gilt vom Demosthenes, Aristoteles, Thucydides und Plato. Und eben so wird eine vollkommene Kenntniß der Sprache dazu erfordert, wenn man die lateinischen Classiker genau kennen lernen will. Aber unsre heutige Jugend legt sich fast gar nicht auf das Griechische, und wenige lernen so viel Latein, um die Werke der großen Männer aus dem Zeitalter des Augusts, nur mittelmäßig übersetzen zu können. Und doch sind diese alten Schriftsteller die reichen Quellen, aus denen unsre Vorgänger, die Italiäner, die Franzosen und Engländer, ihre Kenntniße geschöpft haben. Sie haben sich, so viel sie konnten, nach diesen grossen Mustern gebildet; ihre Art zu denken, sich eigen gemacht, und bey Bewunderung der grossen Schönheiten, von denen die Werke der Alten voll sind, haben sie auch die Fehler dersel-

ben nicht übersehen. Denn billig muß man mit Einsicht und Unterscheidung schätzen, und sich nie einer blinden Schmeicheley überlassen. Jene glückliche Zeiten, deren die Italiäner, Franzosen und Engländer vor uns genossen haben, fangen nun unvermerkt an sich zu verlieren. Das Publikum ist gleichsam gesättigt von den Werken, die es erhalten hat; Kenntnisse werden weniger geschätzt, nachdem sie mehr verbreitet worden. Diese Nationen glauben sich schon im Besitz des Ruhms, den ihre Vorfahren erworben haben, und schlummern auf ihren Lorbeeren ein. Aber ich finde, daß diese Digression mich von meinem Gegenstande ableitet; ich kehre zu ihm zurück, und fahre fort zu untersuchen, was vor Fehler mehr in unsrer Art zu studiren sich finden?

Ich glaube zu bemerken, daß die Schulen nicht so viele gute und geschickte Lehrer haben, als sie bedürften. Denn wir haben viele Schulen, und alle wollen versorgt seyn. Wenn die Lehrer Pedanten sind, wenn ihr beschränkter Geist sich in Kleinigkeiten vertieft, und über denselben wichtige Sachen vergißt; wenn ihr Unterricht verworren, langweilig und leer von Sachen ist; so peinigen sie ihre Schüler, und bringen ihnen oft auf immer einen Widerwillen für den Wissenschaften bey. Andre Schullehrer ver-

richten ihr Amt wie bloße Miethlinge. Es kümmert sie wenig, ob die Schüler von ihrem Unterricht Nutzen haben, oder nicht; sie sind zufrieden, wenn sie nur ihren Gehalt richtig ausgezahlt bekommen. Noch ärger ist es, wenn die Lehrer selbst keine Kenntniße haben. Was können sie andre lehren, wenn sie selbst nichts wissen? Ich weiß freylich sehr wohl, daß es glücklicherweise noch Ausnahmen von dieser Regel giebt, und daß man auch in Deutschland einige sehr geschickte Schulmänner findet. So wenig ich dieses leugne, so wünsche ich nur, daß ihre Zahl größer seyn möchte. Ueber die fehlerhafte Methode der meisten Lehrer, ihren Schülern die Grammatik, Rhetorik und Dialektik beyzubringen, könnte ich noch Vieles sagen. Wie kann man von ihnen erwarten, daß sie den Geschmack ihrer Untergebenen bilden werden, wenn sie einen verworrenen Styl für einen ideenreichen; wenn sie das Triviale und Niedrige für naiv, die fehlerhafte Nachläßigkeit der Prose für edle Simplicität; Galimathias für erhaben halten; wenn sie die Aufsätze ihrer Schüler nicht mit Genauigkeit verbessern, und nicht ihnen ihre Fehler vorhalten, ohne sie niederzuschlagen? wenn sie ihnen nicht sorgfältig die Regeln einschärfen, die sie bey dem Schreiben immer vor Augen haben müssen? Gegen die genaue Rich-

tigkeit der Metaphern, werden eben so oft Fehler von den Lehrern begangen. Ich erinnere mich in meiner Jugend in einer Zueignungsschrift des Prof. Heineccius an eine Königinn, folgende schöne Phrase gelesen zu haben: „ Ihro Majestät glänzen, wie ein Karfunkel am Finger der itzigen Zeit. “ Kann man sich schlechter ausdrücken? Warum ist die Königinn ein Karfunkel? Wer hat der Zeit einen Finger gegeben? Wenn die Künstler die Zeit vorstellen, so geben sie ihr Flügel, weil sie ohne Unterlaß davon fliegt; eine Wasseruhr, weil die Stunden die Zeit abtheilen; und sie bewaffnen ihren Arm mit einer Sichel, um anzudeuten, daß sie alles, was da ist, wegmähet und zerstöhrt. Wenn aber die Lehrer sich auf eine so niedrige und lächerliche Art ausdrücken, was kann man denn von ihren Schülern sich versprechen?

Aber lassen Sie uns von den niedern Schulen auf die Universitäten übergehen, und sie gleichfalls unpartheyisch untersuchen. Ein Fehler, der mir sogleich in die Augen fällt, ist, daß man gar keine allgemeine Methode hat, die Wissenschaften zu lehren. Jeder Professor macht sich selbst seine eigne. Meiner Meynung nach aber giebt es nur eine gute Methode, an die man sich halten sollte. Aber wie verfährt man hierinn itzt? Ein Professor der Rechte, z. E. hat

hat einige Lieblinge unter den berühmten Rechtsgelehrten, und erklärt nur dieser ihre Meynungen: er hält sich allein an ihre Schriften, ohne sich um das zu bekümmern, was andre Schriftsteller über das Recht geschrieben haben; er erhebt die Würde seiner Wissenschaft, um seine Kenntnisse zu zeigen; er bemüht sich mit Fleiß dunkel in seinen Vorlesungen zu seyn, um für ein Orakel gehalten zu werden; er erklärt die Gesetze von Memphis, wenn von dem Herkommen des Stifts Osnabrück die Rede ist; und er verbreitet sich über die Gesetze des Minos, wenn er einen künftigen Beysitzer der Gerichte von St. Gallen bilden soll.

Der Lehrer der Weltweisheit hat gewöhnlich auch sein Lieblingssystem, an das er sich nur allein hält. Seine Schüler verlassen seine Hörsäle mit noch mehr Vorurtheilen im Kopf, als sie hineinbrachten; sie haben nur einen kleinen Theil menschlicher Meynungen durchgelaufen, und kennen noch lange nicht alles Irrige und Abgeschmackte derselben.

Ich habe bey mir selbst die Frage noch nicht entscheiden können, ob die Medicin eine Kunst sey oder nicht? Aber ich bin fest überzeugt, daß kein Mensch in der Welt das Vermögen habe, einen Magen, Lungen oder Nieren neu zu machen, wenn diese für das mensch-

liche Leben wesentliche Theile einmal verletzt sind; und ich rathe meinen Freunden sehr, wenn sie krank sind, ihre Zuflucht zu einem Arzt zu nehmen, der schon mehr als einen Kirchhof angefüllt hat, und nicht zu einem jungen Schüler von Hoffmann oder Boerhave, der noch nicht Gelegenheit gehabt, irgend einen Menschen zu tödten.

An den Lehrern der Geometrie habe ich gar nichts zu tadeln. Die Wissenschaft allein hat niemals Sekten gehabt; sie ist auf die Analysis, die Synthesis und den Calkul gegründet; sie beschäftigt sich nur mit ganz unwidersprechlichen Wahrheiten, und die Methode, sie zu lehren, ist in allen Ländern dieselbe.

Auch in Absicht der Theologie will ich ein ehrerbietiges Stillschweigen beobachten. Man sagt, sie sey eine göttliche Wissenschaft, in deren Heiligthum sich die Layen nicht wagen dürfen.

Aber gegen die Herren Professoren der Geschichte glaube ich etwas weniger Behutsamkeit beobachten zu dürfen; und es wird mir erlaubt seyn, ihrer Prüfung einige kleine Zweifel vorzulegen. Ich nehme mir also die Freyheit, sie zu fragen: Ob das Studium der Chronologie der nützlichste Theil der Geschichte? und ob es ein unverzeihlicher Fehler sey, im Todesjahr des

Be-

Belus, oder in Absicht des Tages zu irren, da das Pferd des Darius durch sein wiehern, seinen Herrn auf den Thron von Persien brachte? Ob so viel darauf ankomme, zu wissen, ob die goldne Bulle um sechs Uhr Morgens, oder um vier Uhr Nachmittags publicirt sey? Was mich betrift, so begnüge ich mich den Inhalt der goldnen Bulle, und dieses zu wissen, daß sie im Jahr 1356. bekannt gemacht worden. Ich will hiemit gar nicht die Geschichtschreiber entschuldigen, welche Anachronismen begehen. Indeß würde ich kleine Versehen dieser Art mit mehr Nachsicht beurtheilen, als die wichtigern Fehler, wenn ein Geschichtschreiber die Begebenheiten verwirrt erzählt, wenn er ihre Ursachen nicht mit Deutlichkeit entwickelt, wenn er keine gute Methode beobachtet, wenn er sich lang bey Kleinigkeiten aufhält, und über die wichtigsten Gegenstände leicht wegeilt. Ich denke ohngefehr eben so über die Genealogie, und glaube nicht, daß man einen Gelehrten steinigen müsse; weil er etwa die Genealogie der heil. Helena, Mutter Kaiser Constantins, oder der Hildegard, der Gemahlinn oder Maitresse Karl des Grossen, nicht genau auseinander zu setzen weiß. Der Lehrer der Geschichte muß nur das lehren, was zu wissen nöthig ist, und das übrige übergehn. Vielleicht finden Sie meine Kritik zu strenge?

 „Nichts,

„ Nichts, werden Sie sagen, ist hienieden in „ unsrer Welt ganz vollkommen, und unsre „ Sprache, unsre Schulen und Universitäten „ haben also das Recht, es auch nicht zu seyn. „ Die Kritik, könnten Sie hinzusetzen, ist eine „ leichte Sache, aber die Kunst ist schwer; „ man müsse sich nicht begnügen, blos die Feh„ ler anzuzeigen, sondern auch die Regeln, „ die man befolgen sollte, um es besser zu ma„ chen, angeben.“ Ich gestehe die Richtigkeit Ihrer Forderung ein, m. H. und bin ganz geneigt Sie zu befriedigen. Eben die Mittel, dünkt mich, durch welche andre Nationen zur Vollkommenheit gelangt sind, haben wir auch, und es käme nur darauf an, sie anzuwenden. Ich habe schon seit vieler Zeit in meinen müßigen Stunden diese Materie durchgedacht; sie sind mir also gegenwärtig genug, daß ich sie hier auseinander setzen, und Ihrem erleuchtetem Urtheil vorlegen kann; es versteht sich von selbst, daß ich keinen Anspruch darauf mache, in meinen Grundsätzen unfehlbar zu seyn.

Lassen Sie uns wieder bey der deutschen Sprache anfangen, die nach meiner Beschuldigung, verwirrt und schwer zu bearbeiten ist, wenig Wohllaut hat, und auch nicht reich an Metaphern ist, die doch nothwendig sind, um neue Wendungen und Anmuth in ausgebildete

Spra-

Sprachen zu bringen. Wir werden den Weg, auf dem wir diese Fehler verbessern können, am besten ausfindig machen, wenn wir demjenigen nachgehen, auf dem unsre Nachbarn zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt sind, den wir noch zu erreichen suchen. In Italien redte man zur Zeit Carl des Großen, noch einen barbarischen Mischmasch von Sprache, der aus Worten, die man von den Gothen und Longobarden entlehnt hatte, zusammengesetzt, und mit lateinischen Phrasen gemischt war, die für die Ohren von Cicero und Virgil ganz unverständlich würden gewesen seyn. Indeß blieb diese Sprache in der Vollkommenheit während der Folge barbarischer Jahrhunderte. Erst lange nachher erschien Dante; seine Verse bezauberten die Leser, und die Italiäner fiengen nun an zu glauben, daß ihre Sprache doch vielleicht würdig seyn dürfte, auf die der Ueberwinder der Welt zu folgen. Endlich kurz vor und während der Wiederherstellung der Wissenschaften blühten Petrarka, Ariost, Sannazar und der Cardinal Bembo. Das Genie dieser berühmten Männer hat vornehmlich der italiänischen Sprache ihre bleibende Gestalt gegeben. Zu gleicher Zeit bildete sich die Akademie della Crusca, die für die Erhaltung, so wie für die Reinigkeit des Styls, sorgte.

Ich gehe itzt nach Frankreich über, und finde am Hofe Franz I. eine eben so mißtönende und unbestimmte Sprache, als itzt unsere deutsche seyn kann. Die Verehrer von Marot, Rabelais und Montagne mögen es mir verzeihn, wenn ich bekenne, daß ich bey den groben und ohne alle Anmuth geschriebenen Werken jener Schriftsteller nur Langeweile und Widerwillen empfunden habe. Nach ihnen, während der Regierung Heinrich IV. erschien **Malherbe**. Er war Frankreichs erster Dichter, oder vielmehr, um genauer zu reden, er war als Versmacher weniger fehlerhaft, als seine Vorgänger. Um zu beweisen, wie wenig er die Vollkommenheit in seiner Kunst erreicht hatte, darf ich Ihrer Erinnerung nur folgende Stelle aus einer seiner Oden zurückrufen:

Prends ta foudre, Louis, et va comme un Lion,
Donner le dernier coup à la derniere tête de la rebellion.

(Ergreif deinen Donner, Ludwig, und, wie ein Löwe, versetze dem letzten Haupt der Rebellion, den letzten Schlag.)

Hat man wohl jemals einen Löwen mit einem Donner bewaffnet gesehn? Die Fabel giebt ihn in die Hände des Obersten der Götter, sie be-

waff-

waffnet auch wohl seinen Begleiter, den Adler, damit; aber nie hat der Löwe dieses Attribut gehabt. Doch lassen Sie uns den Malherbe mit seinen unschicklichen Gleichnissen verlassen, und zu den Corneille, den Racine, den Despreaux, den Bossuets, den Fleschiers, den Pascals, den Fenelons, den Boursaults, den Vaugelas übergehn. Diese sind die wahren Väter der französischen Sprache. Sie haben den Styl gebildet, den Gebrauch der Wörter festgesetzt, die Perioden harmonisch gemacht, und den barbarischen und mißtönenden Dialektik ihrer Vorfahren, Kraft und Energie gegeben. Man nahm die Werke dieser schönen Geister mit größter Begierde und Beyfall auf. Was gefällt, wird leicht im Gedächtniß behalten. Wer Talent für die Wissenschaften hatte, ahmte sie nach. Der Styl und Geschmack dieser grossen Männer theilte sich nach der ganzen Nation mit. Erlauben Sie mir hier im Vorbeygehen noch die Anmerkung zu machen, daß in Griechenland, in Italien, und in Frankreich die Poeten allemal die ersten waren, welche ihre Sprache biegsam und harmonisch, und dadurch auch zur Bearbeitung der Schriftsteller, welche nach ihnen in Prosa schrieben, fähiger machten.

Gehe ich nach England über, so finde ich dort eben das Gemählde, wie das von Frank-

reich

reich und Italien. Dieses Land wurde zuerst von den Römern, dann von den Angelsachsen, den Dänen, und endlich von Wilhelm dem Eroberer, Herzog der Normandie, erobert. Aus der Vermischung der Sprachen aller dieser verschiedenen Sieger, zu denen noch die Sprache der Besiegten hinzukam, welche noch itzt im Fürstenthum Wallis geredt wird, entstand das heutige Englische. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß während der barbarischen Jahrhunderte diese Sprache wenigstens eben so roh und ungebildet war, als die, von denen ich Ihnen geredet habe. Die Wiederauflebung der Wissenschaften hatte bey allen Nationen dieselben Wirkungen. Europa der dicken Unwissenheit müde, mit der es so viele Jahrhunderte bedeckt gewesen war, wollte sich itzt aufklären. Auch England, das immer eifersüchtig auf Frankreich war, wollte selbst gute Schriftsteller hervorbringen. Und da man, um zu schreiben, eine Sprache haben muß, in der sich schreiben läßt, so fieng man mit der Verbesserung der Sprache an. Um dieselbe zu beschleunigen, nahm man aus dem Lateinischen, Französischen und Italiänischen alle Worte an, die man nöthig zu haben glaubte. Die englische Nation hatte auch wirklich berühmte Schriftsteller, die aber nicht im Stande waren, die scharfen Töne ihrer Sprache, welche

die Ohren der Fremden so sehr beleidigen, sanft zu machen. Alle andre Sprachen verlieren, wenn man sie übersetzt; die englische allein gewinnt dabey. Ich erinnere mich hiebey einer Antwort, die ich einmal einen Gelehrten, auf die Frage geben hörte: welcher Sprache sich die Schlange bedient habe, als sie unsre erste Mutter verführte? Der englischen, antwortete jener, denn die Schlange zischt. Nehmen Sie diesen Einfall nach seinem Werthe.

Nachdem ich Ihnen nun gezeigt habe, wie andre Nationen verfuhren, als sie ihre Sprache bildeten und vollkommen machten; so werden Sie von selbst schliessen, daß es uns eben so gut gelingen werde, wie ihnen, wenn wir nur dieselben Mittel anwenden. Wir müssen grosse Redner und große Dichter haben, die uns diese Dienste thun, welche sie unsern Nachbarn geleistet haben, und die wir nicht von unsern Philosophen erwarten dürfen. Dieser ihr Geschäft ist, Irrthümer auszurotten, und neue Wahrheiten zu entdecken. Aber Dichter und Redner müssen uns durch ihre Harmonie bezaubern, uns rühren und überreden. Da man aber nicht befehlen kann, daß Genies zu bestimmten Stunden geboren werden sollen; so wollen wir sehen, ob wir nicht, bis dahin, daß diese Genies unter uns erscheinen werden, unterdeß einige Mittel

ge-

gebrauchen können, unsre Fortschritte zu beschleunigen. Um unsern Styl gedrungen zu machen, sollten wir die unnützen Parenthesen wegwerfen, um Energie zu bekommen, sollten wir die alten Schriftsteller übersetzen, die sich mit der meisten Stärke und Anmuth ausgedrückt haben. Von den Griechen wären besonders Thucydides, Xenophon, die Poetik des Aristoteles, das Handbuch des Epictets, die Gedanken des Marc Aurels, gute Muster. Besonders sollte man sich auch bemühen, die Stärke des Demosthenes in unsre Sprache gut überzutragen. Von den Lateinern würde ich vorzüglich die Commentarien des Cäsars, den Sallust, Tacitus, und die Artem poeticam des Horaz; von den Franzosen aber die Pensées de Rochefoucault, die Lettres Persanes, den Esprit des Loix empfehlen. Die Schriften, welche ich hier vorschlage, sind in einem kurzen, sententiösen Styl geschrieben, werden also ihre Uebersetzer zwingen, müssige Phrasen und unnütze Worte zu meiden. Unsre Schriftsteller werden allen ihren Scharfsinn anwenden müssen, um ihre Ideen gedrängt und kurz zusammen zu ziehen, und dadurch ihrer Uebersetzung eben die Stärke zu geben, die man in den Originalen bewundert. Doch müssen sie bey ihrer Bemühung, mit Energie zu schreiben, sich auch wohl hüten, daß sie nicht dunkel wer-

den. Immer müssen sie sich erinnern, daß Deutlichkeit die erste Pflicht jedes Schriftstellers sey; sich daher nie von den Vorschriften der Grammatik entfernen, sondern die Worte, welche die Phrasen regieren, so stellen, daß niemals eine Zweydeutigkeit daraus entstehen könne. Uebersetzungen dieser Art würden dann die Muster seyn, nach welchen unsre Schriftsteller bey ihren eignen Arbeiten sich bilden könnten. Alsdann dürften wir uns schmeicheln, die Vorschrift befolgt zu haben, welche Horatz in seiner Arte poetica den Schriftstellern giebt: Tot verba, tot pondera.

Eine noch weit schwerere Bemühung aber würde es seyn, die harten Töne sanfter zu machen, die wir noch so häufig in unsrer Sprache antreffen. Die Vokale schmeicheln dem Ohr, aber zu viele Consonanten hintereinander beleidigen es, weil sie schwer auszusprechen sind, und gar keinen Wohlklang haben. Auch haben wir unter unsern Hülfs- und Zeitwörtern viele, deren letzte Sylben fast gar nicht gehört werden, und dadurch sehr unangenehm sind, als sagen, geben, nehmen. Man darf diesen Worten nur noch am Ende ein a hinzusetzen, und sie in sagena, gebena, nehmena verwandeln, so werden sie unserm Ohr gefallen. Aber ich weiß sehr wohl, wenn auch der Kaiser selbst

mit

mit seinen acht Kuhrfürsten auf einem feyerlichen Reichstage durch ein Gesetz diese Aussprache anbefähle: so würden doch die eifrigen Verehrer des ächten alten Deutschen sich an diese Gesetze gar nicht gebunden halten, sondern allenthalben in schönem Latein ausruffen: *Caesar non est super Grammaticos*, und das Volk, das in allen Ländern über die Sprachen entscheidet, würde immer fortfahren, sagen und geben auszusprechen. Die Franzosen haben durch ihre Aussprache viele Worte sanfter gemacht, die sonst das Ohr beleidigten, und die den Kaiser Julian veranlaßten zu sagen: Daß die Gallier, wie die Krähen krächzten. Worte der Art, wie man sie sonst aussprach, sind cro-jo-yent, voi-yai-yent. Itzt sagt man croyent, voyent. Wenn diese Worte schon nicht dem Ohr schmeicheln, so sind sie doch nicht so unangenehm mehr. Mit gewissen Worten, dünkt mich, könnten wir eben so verfahren. Noch einen Fehler darf ich nicht übergehen, ich meyne den, daß unsre Schriftsteller oft niedrige und triviale Vergleichungen aus der Spache des Pöbels entlehnen. Ein gewisser Dichter, z. E. bediente sich in seiner Zueignungsschrift an einen Mäcenaten folgenden Ausdrucks: Schieß, grosser Gönner, schieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder. Was halten

Sie

Sie von diesen armdicken Stralen? Hätte man nicht dem Dichter sagen sollen: „Mein Freund, „lerne denken, ehe du dich mit dem Schreiben „abgiebst." Bey diesen Mängeln unsrer Litteratur, dächte ich also, wir ahmten nicht die Armen nach, die gern für reich gehalten seyn möchten; und wir thäten besser, ganz aufrichtig unsre Dürftigkeit zu gestehen. Der Gedanke an dieselbe muß uns Muth einflößen, durch unermüdete Arbeit die Schätze der Litteratur auch für uns zu erwerben. Ihr Besitz fehlt nur noch, um den Ruhm unsrer Nation ganz vollkommen zu machen.

Nachdem ich Ihnen nunmehr gezeigt, wie man unsre Sprache bilden könnte; so erbitte ich mir nur noch Ihre Aufmerksamkeit, wegen der Maaßregeln, die man nehmen müßte, um den Kreis unsrer Kenntnisse zu erweitern, die Erwerbung derselben leichter und nützlicher zu machen, und dabey zugleich den Geschmack der Jugend zu bilden. Ich schlage also zuerst vor, daß man mit mehr Ueberlegung die Rectoren wählen möge, denen man die Schulen anvertrauet, und daß man ihnen eine verständige und gute Methode vorschreibe, die sie beym Unterricht der Grammatik, der Dialektik und der Rhetorik beobachten müßten; daß man kleine unterscheidende Belohnungen für die Schüler, die sich hervorthun,

und leichte Strafen für die Nachläßigen einführte. Wolfs Logik ist, meiner Meynung nach, die beste und deutlichste von allen. Alle Rectoren sollten sich also bey ihrem Unterricht derselben bedienen, da auch die von Batteux nicht übersetzt ist, und jene nicht übertrifft. In Absicht der Rhetorik sollte man sich blos an Quinctilian halten. Wer ihn studirt, und nicht zur Beredsamkeit gelangt, wird sie sicher niemals lernen. Der Styl dieses Werks ist hell und deutlich, er enthält alle Vorschriften und Regeln der Kunst. Bey diesem Unterricht aber müssen die Lehrer nie versäumen, die eigenen Versuche der Schüler sorgfältig zu prüfen, sich nicht begnügen, ihre Fehler zu verbessern, sondern ihnen auch die Gründe entwickeln, warum die Verbesserung nöthig sey? auch die Stellen loben, die sie gut gemacht haben.

Wenn die Lehrer die Methode, welche ich hier vorschlage, befolgen, so werden sie die Keime von Talenten entwickeln, welche die Natur gesäet hat; sie werden die Urtheilskraft ihrer Schüler bilden, wenn sie dieselben gewöhnen, nie ohne Kenntniß der Sache zu entscheiden; aus Vordersätzen allemal richtige Folgerungen zu ziehen. Die Rhetorik wird dann ihren Geist methodisch machen, sie werden die Kunst lernen, ihre Ideen zu ordnen sie zu verbinden, eine an

die

die andere zu knüpfen, auch glückliche, unmerkliche und natürliche Uebergänge von einer zur andern zu finden. Sie werden ihren Styl allemal dem Gegenstande angemessen einrichten, nur an schicklichen Orten Figuren gebrauchen, sowohl um die Monotonie des Styls zu unterbrechen, als auch Blumen über die Stellen auszustreuen, die derselben fähig sind. Sie werden sich besonders vor dem Fehler hüten, zwey Metaphern miteinander zu verwirren, welches den Sinn nothwendig dunkel und zweydeutig machen muß. Noch wird die Rhetorik sie lehren, eine Auswahl von Worten zu machen, wie sie sich für das Auditorium schickt, an das sie gerichtet sind. Sie werden lernen, wie sie die Gemüther einnehmen, wie sie gefallen, rühren, Unwillen oder Mitleiden erregen, überreden, und alle Stimmen gewinnen können. Sie werden dann empfinden, wie göttlich die Kunst sey, mit der man blos durch den geschickten Gebrauch der Worte, ohne Gewalt und Zwang, die Seelen und Herzen beherrschen, und in einer zahlreichen Versammlung die Leidenschaften erregen kann, von denen man sie eingenommen wissen will.

Wären die guten Schriftsteller der Alten und Nachbarn einmal übersetzt; so würde ich ihre Lektüre als eine nothwendige und höchst wichtige Sache empfehlen. Zur Bildung in der Logik

gil giebt es keine bessere Bücher, als Baylens Gedanken über die Cometen, und seinen Commentar über die Worte: Nöthige sie hereinzugehen. Nach meiner Einsicht ist Bayle der erste Dialektiker, den Europa je gehabt hat. Er raisonirt nicht nur mit Stärke und Präcision; sondern sein Hauptvorzug bestehet besonders darinn, daß er immer mit einem Blick alles übersieht, was nur irgend an einem Gegenstande gesehen werden kann; nichts entgehet ihm, nicht die schwache, nicht die starke Seite. Er weiß so gleich, wie ein Satz behauptet werden, und wie man die Einwürfe derer, die ihn angreifen möchten, wiederlegen müsse. In seinem grossen Dictionaire tadelt er den Ovid wegen seiner Erklärung vom Chaos; die Artikel über die Manichäer, den Zoroaster, den Epikur und so viele andre, sind vortreflich. Alle verdienen gelesen und studirt zu werden. Es würde ein unschätzbarer Vortheil für junge Leute seyn, wenn sie die Stärke des Raisonnements und den ausnehmenden Scharfsinn dieses großen Mannes sich ganz eigen machten.

Sie errathen schon von selbst, welche Schriftsteller ich besonders denen empfehlen werde, die sich vorzüglich auf die Beredsamkeit legen wollen. Damit sie den Grazien opfern lernen, würde ich ihnen rathen, die großen Dichter Homer und

Vir-

Virgil zu lesen, und einige der auserlesensten Oden vom Horaz, einige Lieder vom Anakreon damit zu verbinden. Um ihren Geschmack für die große Beredsamkeit zu bilden, würde ich ihnen den Demosthenes und Cicero in die Hände geben. Man bemerke ihnen die Verschiedenheit des Verdienstes dieser beyden großen Redner. Bey dem ersten darf man nichts zusetzen, bey dem andern nichts wegnehmen. Denn müßte die Lektüre der besten Leichenreden des Bossuet und Flechiers, der französischen Demosthenes und Cicero, und der Fastenpredigten des Massillon folgen, welche voll von Zügen der erhabensten Beredsamkeit sind. Um zu lernen, wie man in der Geschichte schreiben müsse, würde ich den Livius, Sallustius und Tacitus empfehlen. Man müßte die erhabene Schreibart und die Schönheit der Erzählung dieser großen Schriftsteller den jungen Lesern recht entwickeln, dabey aber auch die Leichtgläubigkeit des Livius tadeln, der allemal am Ende jedes Jahrs ein Verzeichniß von Wundern aufführt, deren immer eines lächerlicher ist, als das andre. Nachher könnte man mit den jungen Leuten die Histoire universelle von Bossuet und die Revolutions romaines von Vertot durchlaufen, und auch noch die Einleitung von Robertsons Geschichte Carl V. hinzusetzen. Diese Werke würden ihren Geschmack

bilden, und ihnen lehren, wie man schreiben müsse. Hat aber ein Rector selbst keine Kenntnisse; so wird er sich begnügen zu sagen. Hier hat Demosthenes ein sehr starkes rednerisches Argument gebraucht; da, und im größten Theil seiner Rede bedient er sich des Enthymema; da ist eine Apostrophe; da eine Prosopopeia; da eine Metapher; hier eine Hyperbel. Dies alles ist recht gut, aber wenn der Lehrer die Schönheiten seines Schriftstellers nicht besser zu entwickeln, und auch die Fehler (welche doch den größten Rednern entwischen) zu bemerken weiß; so erfüllt er seine Pflicht nicht ganz. Ich dringe auf alles dieses so sehr, weil ich wünschte, daß unsre Jünglinge die Schulen mit deutlichen und bestimmten Ideen verlassen möchten, und daß die Lehrer sich nicht begnügten, ihr Gedächtniß anzufüllen, sondern vornehmlich ihre Urtheilskraft zu bilden suchten, damit sie das Gute von dem Schlechten unterscheiden lernen, und nicht blos sagen, dies gefällt mir nicht, sondern auch Gründe angeben können, warum sie etwas billigen oder verwerfen.

Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis itzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespear aufgeführt, die man in

unsre

unsre Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehen, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Ich beurtheile diese Stücke so hart, weil sie wider alle Regeln des Schauspiels sündigen. Diese Regeln sind nicht willkührlich. Sie finden dieselbe in der Poetik des Aristoteles, wo die drey Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, als die einzigen und wahren Mittel vorgeschrieben sind, die Tragödien interressant zu machen. In den Stücken jenes englischen Schriftstellers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt hier die Wahrscheinlichkeit? Bald erscheinen in denselben Lastträger oder Todtengräber und reden, wie es sich für sich schickt. Dann kommen Königinnen und Prinzen. Wie ist es möglich, daß ein so wunderliches Gemisch von Großem und Niedrigem, vom Tragischen und Harlequinspossen gefallen und rühren könne? Dem Shakespear kann man indeß seine sonderbare Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche

Nachahmung jener schlechten englischen Stücke: und doch bewilligt unser Publikum diesem eckelhaften Gewäsche seinen lauten Beyfall, und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung. Ich weiß, daß man über den Geschmack nicht streiten darf; indeß werden Sie mir doch erlauben zu sagen, daß diejenigen, welche gleiches Vergnügen daran finden, Seiltänzer und Marionetten oder die Tragödien des Racine zu sehn, nur ihre Zeit zu verbringen suchen. Sie wollen lieber, daß man zu ihren Augen als zu ihrem Verstande rede, und sie ziehen ein bloßes Schauspiel dem vor, was das Herz rührt.

Aber lassen Sie uns wieder zu unserm Gegenstande zurückkommen. Ich habe Ihnen bisher von den niedern Schulen geredet, und werde nun eben so frey über die Universitäten urtheilen, Ihnen solche Verbesserungen vorschlagen, die Denjenigen, welche sich die Mühe geben wollen, über die Sache gründlich nachzudenken, die nützlichsten und vortheilhaftesten scheinen werden. Man darf nicht glauben, daß die Methode, nach welcher die Professoren die Wissenschaften lehren, gleichgültig sey. Ist in derselben nicht Deutlichkeit und Bestimmtheit, so ist alle übrige Mühe vergebens. Aber die meisten Professoren haben den Plan ihrer Vorlesungen einmal entworfen, und halten sich allein daran. Ob er

gut oder schlecht sey, darum bekümmert sich niemand. Man sieht auch, wie wenig Vortheil bey dieser Art des Studirens herauskömmt; und wie wenige junge Leute von diesen Vorlesungen so viel Kenntnisse als sie sollten, zurückbringen. Nach meiner Idee müßte man also jedem Professor genau die Regeln vorschreiben, die er bey seinen Vorlesungen zu befolgen hätte. Ich will versuchen, diese Regeln in einem kurzen Entwurfe anzugeben. Den Geometer und den Theologen übergehe ich ganz, weil die Evidenz des erstern gar keiner Zusätze mehr fähig ist, und man die einmal angenommenen Meynungen des andern nicht angreifen darf. Ich wende mich also sogleich zum Philosophen. Ich verlange, daß er seine Vorlesungen mit einer genauen Definition der Philosophie anfange, daß er alsdann bis zu den entferntesten Zeiten zurückgehe, und alle die verschiedenen Meynungen, welche die Menschen gehabt und gelehrt haben, nach der Ordnung der Zeit, genau entwickele und beurtheile. Er muß, z. E. sich nicht begnügen, bloß zu sagen, daß nach dem System der Stoiker, die menschliche Seelen, Theilchen der Gottheit sind. So schön und erhaben diese Idee auch bey dem ersten Anblick scheint; so muß unser Professor doch zeigen, wie sie einen wahren Widerspruch enthält, weil der Mensch, wenn er ein Theil

der Gottheit wäre, unendliche Kenntnisse haben müßte, die er doch nicht hat; weil, wenn Gott in dem Menschen wäre, itzt der englische Gott mit dem französischen und spanischen Krieg führen, und also die verschiedenen Theile der Gottheit sich gegenseitig zu zerstören suchen würden; weil endlich nach dieser Lehre, die schändlichsten Handlungen und alle Verbrechen, welche die Menschen begehen, göttliche Werke seyn würden. Ist es nicht abgeschmackt, solche abscheuliche Meynungen anzunehmen? Sie können eben deshalb, weil sie so ungereimt sind, nicht wahr seyn.

Wenn der Lehrer zum System des Epikurs übergeht, so wird er sich besonders dabey aufhalten, daß dieser Philosoph seinen Göttern alle Empfindung abläugnet, welches den Begriffen von der göttlichen Natur gerade zu widerspricht. Er muß auch nicht vergessen die Ungereimtheit des Satzes von der Bewegung der Atomen zu zeigen, und überhaupt alles bemerken, was dem Raisonnement dieses Philosophen an Genauigkeit und richtigem Zusammenhange fehlt. Er wird ohne Zweifel auch der akataleptischen oder Skeptischen Sekte erwähnen, und frey gestehen, daß sich die Menschen oft in der Nothwendigkeit befinden, ihr Urtheil zurück zu halten, wenn die Analogie und die Erfahrung ihnen keinen

Leit-

Leitfaden darbiethen, der sie aus diesem Irrgarten führen kann. Wenn unser Lehrer viele andere philosophische Systeme durchgegangen, wird er hernach zum Galilei kommen, dessen System er recht bestimmt vortragen, und die Ungereimtheit des Betragens der römischen Klerisey zeigen muß, die nicht erlauben wollte, daß sich die Erde um ihre Achse drehte, daß es Menschen gäbe, die Antipoden von uns wären; und die, so unfehlbar sie auch zu seyn glaubt, doch diesmal vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft ihren Prozeß verlohr. Hierauf folgen Copernikus, Tycho de Brahe, und das Wirbelsystem des Descartes. Der Professor muß seinen Zuhörern zeigen, wie unmöglich es sey, daß ein angefüllter Raum sich aller Bewegung widersetze; und er wird bis zur Evidenz beweisen, Descartes mag sagen, was er will, daß die Thiere keine Maschinen sind. Hierauf müßte dann ein kurzer Abriß des Systems von Neuton folgen, nach welchem man den leeren Raum annehmen muß, ohne daß man bestimmen kann, ob er eine bloße Negation alles Daseyns, oder ein Wesen sey, über dessen Natur man durchaus keine bestimmte Begriffe haben kann. Dieses darf den Lehrer nicht abhalten sein Auditorium zu belehren, wie vollkommen das System, das Neuton durch seinen Kalkul auf der Studier-

stube fand, mit den Phänomenen übereinstimmt, die uns die Natur zeigt, und wie daher die neuere Weltweisen gezwungen worden, die Schwere, die Centripetal- und Centrifugalkraft anzunehmen, verborgene und unbegreifliche Eigenschaften der Natur, von denen man bis auf unsere Zeiten gar keinen Begriff hatte.

Nun wird die Reihe kommen, von **Leibniz**, dem System der **Monaden**, und der **vorherbestimmten Harmonie** zu reden. Unser Lehrer wird ohne Zweifel die Bemerkung machen, daß sich keine Zahl ohne Einheit denken lasse, und er wird daraus die Folgerung ziehen, daß die Materie zuletzt aus untrennbaren Körpern zusammengesetzt sey. Er wird auch noch seinen Zuhörern bemerken, daß sich eine unendliche Theilbarkeit der Materie zwar wohl denken lasse, aber daß in der Natur selbst die ursprünglichen Bestandtheile so fein sind, daß sie unsern Sinnen entwischen und man also nothwendig annehmen müsse, daß die ersten Grundstoffe der Elemente unzerstörbar sind. Denn aus nichts kann nichts hervorgebracht werden, und nichts kann vernichtet werden. Das System der vorherbestimmten Harmonie wird unser Weltweise als den Roman eines Mannes von vielem Geiste vorstellen, und dabey bemerken, wie die

Natur allemal die kürzesten Wege wähle, um ihren Zweck zu erreichen, und wie man niemals ohne Noth die Wesen vervielfältigen müsse. Hernach wird er zum Spinosa kommen, dessen Widerlegung ihm nicht viel Mühe kosten wird, da hier eben die Gründe zu gebrauchen sind, deren man sich gegen die Stoiker bedienet. Nichts aber wird unserm Lehrer leichter seyn, als dieses System von der Seite zu zerstören, da es die Existenz Gottes läugnet; er darf nur zeigen, wie jede Sache in der Welt zu einem gewissen Zweck bestimmt, und auf das vollkommenste so eingerichtet ist, diesen Zweck zu erfüllen. **Alles, sogar das Wachsthum des geringsten Grashalms, beweiset die Gottheit. Der Mensch besitzet einen Grad von Verstand, den er sich selbst nicht gegeben hat, hieraus folget unwidersprechlich, daß das Wesen, von dem er Alles hat, noch einen viel tiefern und unermeßlichern Verstand besitzen müsse.**

Auch der **Mallebranche** muß nicht ganz vergessen werden. Bey der Entwickelung der Grundsätze dieses gelehrten Mönchs findet man bald, daß die natürlichen Folgen derselben, uns zu dem System der Stoiker zurückführen, nämlich zu der allgemeinen Weltseele, von der alle Wesen belebt und Theile sind. Wenn wir al-

les in Gott sehen, wenn alle unsre Empfindungen, unsre Gedanken, unser Wollen und Begehren unmittelbar von seiner intellektuellen Einwirkung auf unsre Organen herrühren; so sind wir bloße Maschinen, die durch göttliche Hände in Bewegung gesetzt werden. Die Gottheit bleibt alsdenn nur allein übrig, und der Mensch verschwindet ganz.

Ich traue unserm Herrn Professor zu viel Ueberlegung zu, als daß er den weisen Locke vergessen sollte; er ist der einzige Metaphysiker, der die Einbildungskraft der gesunden Vernunft ganz aufopfert, der nur der Erfahrung folgt, und vorsichtig stille steht, so bald dieser sichre Führer ihn verläßt. Bey der Moral wird unser Lehrer etwas vom Sokrates sagen, dem Markus Aurelius Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sich vorzüglich bey dem Buch des Cicero de officiis verweilen, dem besten, das je über die Moral geschrieben worden, und jemals geschrieben werden wird.

Mit den Aerzten habe ich nur zwey Worte zu reden. Sie müssen besonders ihre Schüler gewöhnen die Symptomen der Krankheiten sorgfältig zu untersuchen, um ihre Gattungen genau zu kennen. Diese Symptomen sind ein schneller oder schwacher, ein starker oder heftiger oder

un-

unterbrochener Puls; Trockenheit der Zunge; Beschaffenheit der Augen; die Natur der Ausdünstung; und alle Arten von Absonderungen, sowohl durch den Urin als den Stuhlgang. Hieraus zieht der Arzt Folgen, nach denen er mit einiger Sicherheit die Art des Marasmus bestimmen kann, welcher die Krankheit verursacht, und nach diesen Kenntnissen wählt er alsdann die sichersten Mittel sie zu heilen. Der Lehrer der Arzneykunst muß auch besonders sich Mühe geben, seinen Schülern die ausnehmende Verschiedenheit der Temperamente und die Aufmerksamkeit, die sie erfordern, zu zeigen. Er muß ihnen deutlich machen, wie dieselbe Krankheit bey jedem Temperament ganz verschieden sich äußere, und wie nothwendig es daher sey, die Arzneymittel auch in derselben Krankheit auf das genaueste nach der Constitution des Patienten, abzumessen. Nach allen diesem Unterricht wage ich es doch nicht zu hoffen, daß unsre junge Aesculape Wunder thun werden; aber das Publikum wird doch den Vortheil davon haben, daß die Unwissenheit oder Trägheit der Aerzte künftig einige Bürger des Staats weniger tödten werden.

Um kurz zu seyn, übergehe ich die Botanik, die Chimie und Experimental-Physik, und komme daher desto eher zu dem Herrn Professor

fessor der Rechte, der mir eine sehr unfreundliche Minje zu haben scheint. Mein Herr, möchte ich zu ihm sagen, wir leben nicht mehr in dem Jahrhunderte der Worte, sondern der Sachen. Wäre es Ihnen gefällig, so wünschte ich, zum Besten des Publikums, Sie brächten in Ihre hochgelahrten Vorlesungen, etwas weniger Pedantismus und dagegen desto mehr gesunde Vernunft. Sie verderben nur Ihre Zeit, wenn Sie ein Staatsrecht lehren, das nicht einmal unter Privatpersonen gilt, das von den Mächtigen nicht geachtet wird, und den Schwachen keinen Schutz giebt; oder, wenn Sie Ihre Schüler ganz vollständig von den Gesetzen des Minos, des Solon, des Likurg, den zwölf Tafeln, dem Justinianischen Codex unterrichten; und ihnen fast gar nichts von den Gesetzen und dem Herkommen unsrer Lande sagen. Um Sie zu beruhigen, wollen wir Ihnen gerne zugeben, daß Ihr Gehirn eine Quinteßenz der vereinigten Gehirne des Bartolus und Cujacius ausmache; aber bedenken Sie doch dagegen auch, daß nichts kostbarer als die Zeit ist, und derjenige, der sie mit unnützen Phrasen hinbringt, für einen Verschwender erklärt werden müsse, über den Sie eine Sequestration erkennen würden, wenn ihm vor Ihrem Richtstuhl der Prozeß gemacht werden sollte. Erlauben Sie mir also, so gelehrt Sie

immer

immer seyn mögen, daß ich als ein bloßer Laye (wenn Sie mir einigen Muth machen werden,) es wage, Ihnen einen juristischen Cursum vorzuschlagen.

Sie fingen, dächt ich, mit dem Beweise an, daß Gesetze nothwendig sind, weil keine Gesellschaft ohne sie bestehen kann. Sie zeigten hierauf, wie es Bürgerliche, Criminal- und blosse Conventionsgesetze gebe. Die ersten dienen dazu, alle Art von Besitz zu sichern, als Erbschaften, Heurathssteuer, Leibgedinge, Kauf- und Verkaufskontracte, u. s. w. Sie enthalten die Grundsätze, nach denen man die Gränzen bestimmen und streitige Rechte erklären und entscheiden muß. Die peinlichen Gesetze haben mehr den Zweck von den Verbrechen abzuschrecken, als sie zu strafen. Die Strafen müssen immer den Verbrechen angemessen, und die gelindesten, so oft es nur möglich, den härtesten vorgezogen werden. Conventionsgesetze sind diejenigen, welche die Regierungen einführen, um die Handlung und den Fleiß ihrer Staaten zu befördern. Die beyden ersten Gattungen der Gesetze sind bleibend und ewig; die letztern aber sind Veränderungen unterworfen, weil sowohl innere als äußere Ursachen die Regierungen veranlassen können, einige dieser Gesetze abzuschaffen und neue einzuführen. Hat der Herr Professor diese vorläufigen

Grundsätze mit der nöthigen Deutlichkeit vorgetragen; so wünschte ich, daß es ihm gefällig seyn möchte, ohne den Grotius und Puffendorf weiter um Rath zu fragen, die Gesetze des Landes, in dem er lebt, genau durchzugehen und zu entwickeln. Er muß sich dabey ja hüten, daß er seinen Schülern keinen Geschmack an der Streitsucht beybringe, und nicht Leute aus ihnen bilde, welche die Geschäfte noch mehr verwickeln, statt sie zu entwickeln. Er wird sich besonders bemühen, Richtigkeit, Deutlichkeit und Präcision in seine Vorlesungen zu bringen. Um seine Zöglinge von früher Jugend an selbst an diese Methode zu gewöhnen, wird unser Lehrer alles anwenden, um ihnen Verachtung der Streitsucht beyzubringen, die über alles sophistische Erklärungen macht, und ein unerschöpfliches Repertorium von Subtilitäten und Chicanen zu seyn scheint.

Ich wende mich itzt an den Professor der Geschichte, und stelle ihm zum Muster den berühmten und gelehrten Thomasius vor. Diesem großen Mann sich nur zu nähern, wird unserm Professor einen guten Ruf, ihm gleich zu werden, hohen Ruhm erwerben. Er muß seine Vorlesungen mit der alten Geschichte anfangen, und mit der neuen beschliessen; aber auch kein Volk vergessen, das in der Folge der Jahrhun-

hunderte sich ausgezeichnet, so wie Bossuet in seinem sonst sehr schätzbaren Buch, die Sineser, die Russen, Pohlen und den ganzen Norden übergangen hat. Vorzüglich muß sich unser Lehrer mit Deutschland beschäftigen, weil dieses für Deutsche das interessanteste Land ist.

Bey dem dunkeln und ungewissen Ursprunge der Nation aber, muß der Lehrer sich nicht zu lange aufhalten, weil wir zu wenig Denkmale haben, und die Kenntniß, die man allenfals hierüber erwerben kann, wenig nützlich ist. Er wird auch das neunte, zehnte, eilfte und zwölfte Jahrhundert nur durchlaufen ohne sich dabey aufzuhalten. Im dreyzehenten wird er anfangen tiefer einzudringen, weil hier die Geschichte interessanter zu werden anfängt. Je mehr er sich den neuern Zeiten nähert, desto mehr muß er sich in das Detail der Begebenheiten einlassen, weil sie immer mehr mit der Geschichte unsrer Zeit zusammenhängen. Er muß dabey auch ein richtiges Verhältniß beobachten, und sich immer länger bey denen Begebenheiten verweilen, welche Folgen gehabt, als bey denen, welche (wenn ich mich so ausdrücken darf) für die Nachkommen gleichsam todt sind. Besonders wird der Professor auch den Ursprung der Rechte, Gebräuche und Gesetze bemerken, und zeigen, bey welchen Veranlassungen sie im deutschen Reiche

eingeführt sind. Er muß die Epochen angeben, da die Kaiserl. Reichsstädte die Unmittelbarkeit erhielten; und worinn ihre Privilegien bestanden? wie der Bund der Hanseestädte entstanden? wie die Bischöfe und Aebte Souverains wurden? Er wird endlich, so gut er kann, es erklären, wie die Churfürsten das Recht erhalten haben, den Kaiser zu wählen. Auch die Verschiedenheit der Rechtsverwaltung in dieser Folge der Jahrhunderte darf nicht übergangen werden. Aber von Carl V. an muß besonders unser Professor zeigen, daß er Beurtheilungskraft und Geschicklichkeit besitze. Von diesem Zeitpunkt an wird alles interessant und denkwürdig. Daher muß der Lehrer alle Mühe anwenden, die Ursachen der grossen Begebenheiten zu entwickeln. Gleichgiltig gegen die Personen, muß er das Gute und Böse, wo er es findet, loben und tadeln, wie ein jeder dasselbe verdient. Nun kommt die Zeit der Religionsunruhen, der Lehrer der Geschichte muß sie wie ein Philosoph beurtheilen. Hierauf folgen die Kriege, zu welchen jene Unruhen Gelegenheit gaben, und Begebenheiten, welche mit der Würde behandelt werden müssen, die ihr großes Interesse erfordert. Schweden, z. E. nimmt im dreyßigjährigen Kriege die Parthey gegen den Kaiser. Hier muß also der Lehrer zeigen, was

Gu-

Gustav Adolph bewog, sich nach Deutschland zu begeben; und warum Frankreich sich für Schweden und die protestantische Sache erklärte; aber er muß sich wohl in Acht nehmen, die alten Unwahrheiten zu wiederholen, welche gar zu leichtgläubige Geschichtschreiber verbreitet haben. Er wird also nicht sagen, daß Gustav Adolph von einem deutschen Fürsten getödtet sey, der unter seiner Armee diente, weil dieses Vorgeben durch nichts bewiesen und ganz unwahrscheinlich ist. Der westphälische Friede verdient eine noch umständlichere Erörterung, weil er die Hauptstütze der deutschen Freyheiten und ein Grundgesetz geworden ist, auf welches sich unsre heutige Verfassung gründet, und wodurch der Ehrgeiz der Kaiser in seinen gebührenden Schranken erhalten wird. Nachher muß der Lehrer der Geschichte die Begebenheiten unter der Regierung der Kaiser Leopold, Joseph I. und Carl VI. vortragen. Dieses Feld von so weitem Umfange wird ihm Gelegenheit genug geben, sein Genie und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, wenn er nur nichts Wesentliches übergeht. Hat unser Professor die Begebenheiten jedes Jahrhunderts auf diese Art auseinandergesetzt, so muß er auch nicht vergessen, von den herrschenden Meynungen desselben, und den wackern Männern Rechenschaft zu geben, welche sich durch ihre Talente,

ihre Entdeckungen und ihre Schriften am meisten bekannt gemacht haben; er wird auch dabey die Ausländer nicht übergehn, welche Zeitgenossen jener Deutschen waren. Hat man auf diese Art die Geschichte behandelt, daß man ein Volk nach dem andern durchgeht; so würde es für die Schüler sehr nützlich seyn, wenn man nun alle Materien wieder nach der Zeitordnung zusammenstellte und sie ihnen in einem großen Gemählde zeigte. Hier ist besonders die chronologische Ordnung nothwendig, um nicht die Zeiten mit einander zu verwechseln, und um zu lehren, daß man jede wichtige Begebenheit immer in die Stelle setzen müsse, in die sie gehört; Zeitgenossen neben Zeitgenossen. Um das Gedächtniß nicht zu sehr mit Datis zu überladen, würde das beste seyn, die wichtigsten Vorfälle zu Epochen zu machen. Diese sind Standpunkte für das Gedächtniß, die man leicht behält, und welche verhindern, daß das unermeßliche Cahos der Geschichte sich nicht in dem Kopfe der jungen Leute verwirre. Ein solcher Cursus der Geschichte, wie ich ihn vorschlage, muß tief durchgedacht und wohl geordnet seyn, auch durchaus keine Kleinigkeiten enthalten. Nicht im Theatro Europæo, nicht in der deutschen Geschichte von Bünau muß der Geschichtslehrer Rath suchen; ich würde ihn lieber auf die Hef-

te

te vom Thomasius verweisen, wenn man sie noch haben kann.

Wird die Geschichte auf diese Art gelehret, so ist es unstreitig das interessanteste, unterrichtendste und nützlichste Schauspiel für einen jungen Menschen, der in die Welt tritt, diese Reihe von Veränderungen durchzugehen, die so oft die Gestalt der Welt verändert haben. Nirgend lernt man das Nichts aller menschlichen Dinge besser kennen, als wenn man auf den Trümmern so vieler Reiche und mächtigen Staaten einherwandelt. Bey der unübersehbaren Menge von Verbrechen, die man dem Blick des edlen Jünglings vorbeyführt, wird es ihm ein ausnehmendes Vergnügen machen, doch zuweilen große und göttliche Seelen zu finden, die um Verzeihung für das übrige verderbte Menschengeschlecht zu bitten scheinen. Hier findet er Muster, denen er nachahmen muß. Dort sieht er glückliche Menschen, mit Schmeichlern umringt; sie fliehn, so bald der Tod ihren Götzen berührt; die Wahrheit erscheint dann, und die laute Stimme des öffentlichen Abscheues macht den gedungenen Panegyristen verstummen. Ich schmeichle mir, daß unser Professor so viel Verstand haben werde, um seinen Schülern deutlich zu machen, wie eine edle Nacheiferung von einem strafbaren Ehrgeiz verschieden sey, und daß er sie

zum Nachdenken über so viel schreckliche Leidenschaften anführen wird, die den mächtigsten Staaten das größte Unglück bereitet haben. Mit hundert Exempeln kann er beweisen, wie die guten Sitten die sichersten Mittel zur Erhaltung der Staaten sind, und wie ihre Verderbniß, die Einführung des Luxus und ungemäßigte Liebe der Reichthümer zu allen Zeiten die Vorläufer ihres Falls waren.

Wenn der Professor den Plan befolgt, den ich ihm vorschlage: so wird er sich nicht darauf einschränken, nur Begebenheiten in dem Gedächtniß seiner Schüler zu häufen; sondern er wird sich bemühen, ihre Urtheilskraft zu bilden, und ihre Art zu denken zu berichtigen, besonders aber ihnen Liebe zur Tugend einzuflössen, welches meiner Meinung nach, allen unverdauten Kenntnissen weit vorzuziehen ist, mit denen man den Kopf eines jungen Menschen anzufüllen pflegt.

Der Schluß von Allem, was ich Ihnen bisher vorgetragen, ist, daß man sich mit dem größten Eifer bemühen müßte, alle klaßische Autoren der alten und neuern Sprachen gut zu übersetzen. Wir würden davon den doppelten Vortheil haben, daß unsere Sprache gebildet, und die Kenntnisse allgemeiner gemacht würden. Wenn wir die guten Schriftsteller unter uns naturalisirten, so würden sie uns neue Ideen zuführ-

führen; ihre Diction und die Anmuth ihres Styls würde uns bereichern, und wie viele wichtige Kenntnisse würde nicht das Publikum dadurch erhalten? Ich glaube nicht, daß unter den sechs und zwanzig Millionen Menschen, die man Deutschland beylegt, sich hunderttausend befinden, welche das Latein gut verstehen, besonders wenn Sie den Haufen der Pfaffen und Mönche abrechnen, die es kaum so weit gebracht haben, die Regeln des Syntax nur einigermassen zu verstehen. So sind also 25,900000 Menschen von den wichtigsten Kenntnissen ganz ausgeschlossen, weil sie dieselben nicht in ihrer Muttersprache bekommen können. Welch eine glückliche Veränderung wäre es also, wenn unter dieser Menge von Menschen jene Kenntnisse allgemeiner gemacht werden könnten. Der Edelmann, der sein Leben auf dem Lande zubringt, würde sich diejenigen Bücher auswählen, die sich für ihn schickten, und durch sie sich eben so sehr unterrichten als belustigen. Der Bürger würde weniger roh werden, und die müßigen Menschen fänden im Lesen eine sichere Zuflucht wider die Langeweile. Der Geschmack für die Wissenschaften würde allgemein werden, Anmuth und Vergnügen über die menschliche Gesellschaft verbreiten, und eine unerschöpfliche Quelle für die Conversation seyn. Aus solchem be-

beständigen gegenseitigen Reiben der Geister würde der gute Geschmack und das feine Gefühl entstehen, das mit eben so richtiger als geschwinder Beurtheilung das Schöne empfindet, das Mittelmäßige verwirft, und das Schlechte verachtet. Das Publikum wird alsdann auch über neue Werke des Geschmacks mit mehr Erleuchtung urtheilen, und die Schriftsteller zwingen, ihre Werke mit grösserem Fleiß und mit Sorgfalt auszuarbeiten, und sie nicht eher herauszugeben, bis sie genau und österer geprüfet und gefeilt sind.

Der Gang, den ich zur Verbesserung unserer Litteratur vorschlage, ist nicht aus meiner Einbildung genommen; er ist der, den alle Völker, die sich aufgeklärt, gewählt haben. Jemehr der Geschmack für die Wissenschaften allgemeiner werden wird, desto mehr Vorzüge und andre Vortheile werden die zu erwarten haben, die sie mit besonderm Fleiß cultiviren; desto mehr wird das Beyspiel einiger immer mehrere anfeuern. Deutschland hat schon Männer genug, die zu den mühsamsten Untersuchungen ganz gemacht sind, es hat Philosophen, Genies, und Alles, was man zu ihrer Entwickelung wünschen kann, nur ein Prometheus fehlt noch, der das göttliche Feuer vom Himmel hole, und sie belebe. Eben das Land, welches

den berühmten Petrus de Vineis, den Canzler des unglücklichen Kaisers Friederich II. und die Verfasser der bekannten Epistolarum obscurorum virorum (die über ihr Zeitalter sehr erhaben sind) hervorgebracht hat; das Land, in welchem Erasmus gebohren ist, dessen Lob der Narrheit voll von Witz ist, und noch besser seyn würde, wenn man einige zu niedrige Stellen wegnähme, an denen man das Kloster und den Geschmack der Zeit erkennet; ein Boden, der den eben so weisen als gelehrten Melanchton, und so viel andere große Männer hervorgebracht hat, ist noch nicht erschöpft, und kann noch immer wieder Genies erzeugen, die den genannten gleich kommen. Ich könnte auch zu den angeführten noch große Namen hinzusetzen, denn ich rechne zu den unsrigen auch einen Copernik, dessen Calcul das Planetensystem und dasjenige berichtigte, was Ptolomäus etliche tausend Jahr vor ihm behauptet hatte. In einem andern Theile Deutschlands entdeckte ein Mönch durch seine chymische Processe die erstaunenswürdige Wirkungen des Ausbruchs des Pulvers. Auch war es ein Deutscher, der die Buchdruckerey erfand, diese herrliche Kunst, welche die guten Bücher verewiget, und das Publikum in Stand setzt, sich mit geringen Kosten zu unterrichten. Dem erfinderischen Geiste eines Otto Guerike

ha-

haben wir die Luftpumpe zu danken. Und wie könnte ich den großen Leibnitz übergehen, dessen Name in ganz Europa so berühmt ist. Hat ihn auch zuweilen die lebhafte Einbildung zu systematischen Träumen verleitet; so muß man doch gestehen, daß selbst seine Verirrungen seinen großen Geist beweisen. Ich könnte diese Liste noch mit dem Namen von Thomastus, Bilfinger, Haller und sehr vielen andern vergrössern, wenn ich nicht besser fände, von der neuesten und gegenwärtigen Zeit nichts zu sagen. Das Lob der Erwähnten würde die Eigenliebe der Uebergangenen beleidigen.

Ich sehe voraus, daß man meinem Raisonnement vielleicht noch einen Einwurf entgegensetzen wird, den ich noch beantworten muß. Während der bürgerlichen Kriege, sagt man vielleicht, blühte in Italien Pico von Mirandola; ich gestehe dieses ein, aber der Mann war auch nur ein bloßer Gelehrter. Während daß Cromwel, (kann man mir weiter einwerfen,) die Verfassung seines Vaterlandes umstürzte, und seinen König auf dem Schafot hinrichten ließ, erschien Tindal mit seinem Leviathan, und bald nachher Milton mit seinem verlohrnen Paradiese; ja schon zur Zeit der Königinn Elisabeth und Jacob I. erleuchtete der Canzler Bacon ganz Europa, und wurde ein Orakel für die Philo-

so-

sophie, da er die noch möglichen Entdeckungen und den Weg anzeigte, auf dem man zu ihnen gelangen könnte. Auch in Frankreich waren die vortreflichsten Schriftsteller Zeitgenossen der blutigen Kriege unter Ludwig XIV.. Warum, kann man also sagen, waren unsre deutsche Kriege so viel fürchterlicher für die Wissenschaften, als bey andern Nationen? Es wird mir nicht schwer seyn hierauf zu antworten. In Italien haben die Wissenschaften nur zu der Zeit geblühet, als **Lorenz von Medicis**, der Papst **Leo X.** und das **Haus Este** ihnen Schutz gaben. Es fielen in diese Zeit einige vorübergehende, aber nicht zerstörende Kriege; und Italien, eifersüchtig auf die Ehre die Wissenschaften wieder hergestellt zu haben, unterstützte sie so sehr, als es nur irgend seine Kräfte erlaubten. In England zielte Cromwels durch den Fanatismus unterstützte Politik, nur allein auf den Thron, grausam gegen seinen König regierte er die Nation mit Weisheit. Daher war Englands Handel nie so blühend als während seinem Protektorat. Der Behemoth war auch nur eine Partheyschrift. **Das verlohrne Paradies** von **Milton** ist unstreitig von höherem Werth; der Dichter desselben besaß eine ungemein starke Einbildungskraft, und nahm das Sujet aus einer der religiösen Farcen, die zu

sei-

seiner Zeit noch in Italien gespielt wurden; aber man muß besonders bemerken, daß England damals schon wieder ruhig und in blühendem Wohlstande war. Der Canzler Bacon lebte an dem feinen und aufgeklärten Hofe der Elisabeth; er besaß die durchdringenden Augen vom Adler des Jupiters, mit denen er die Wissenschaften durchschauete, und die Weisheit der Minerva, um sie zu ordnen. Bacons Genie gehört unter die seltenen Phänomene, die immer nur einzeln und in weiter Entfernung von einander erscheinen, und die ihrem Jahrhundert eben so viel Ehre machen, als dem menschlichen Geschlechte überhaupt.

In Frankreich hatte Richelieus Ministerium das schöne Jahrhundert von Ludwig XIV. schon von ferne bereitet. Die Wissenschaften fiengen mit dem Anfang seiner Regierung an sich zu verbreiten, und konnten durch den Krieg de la Fronde, der nur ein Kinderspiel war, nicht unterbrochen werden. Ludwig XIV. begierig nach jeder Art von Ruhm, wollte seine Nation zur ersten in Absicht des Geschmack und der Litteratur machen, wie sie es durch ihre Macht, ihrer Eroberungen, ihre Politik und Handel schon war. Seine siegreiche Waffen drangen in die Lande seiner Feinde ein. Frankreich war stolz über das Glück seines Monarchen, ohne die

Verwüstungen des Krieges zu empfinden. Ganz natürlich also ließen die Musen, die gern immer neben Ruhe und Ueberfluß wohnen, sich in seinem Reiche nieder.

Aber ich muß Sie auf noch einen Unterschied aufmerksam machen, der sich zwischen uns und unsern Nachbarn, die uns vorgegangen sind, befindet. In Italien, in Frankreich und England schrieben die ersten Gelehrten und ihre Nachfolger allemal in der Landessprache. Das Publikum nahm ihre Werke mit größter Begierde auf, und die Kenntnisse verbreiteten sich durch die ganze Nation. Bey uns war es hierinn ganz anders. Die Religionsstreitigkeiten lieferten uns einige Streiter, welche ganz unverständliche Materien auf eine sehr dunkle Art untersuchten; dieselben Sätze bald behaupteten, bald bestritten; und die Sophismen nur mit Schimpfworten vermengten. Unsere ersten Gelehrten waren, wie sie es allenthalben gewesen, Männer, die nur Begebenheiten in ihrem Gedächtniß anhäuften; Pedanten ohne Beurtheilungskraft, wie die Lipsius, die Freinsheimius, die Gronovius, die Grävius, welche auf eine sehr schwerfällige Art einige dunkle Phrasen wieder herstellten, die sie in alten Manuscripten fanden. Dieses konnte bis auf einen gewissen Grad ganz nützlich seyn, aber man mußte nicht

al-

allen seinen Fleiß und Aufmerksamkeit auf dergleichen unwichtige Kleinigkeiten wenden. Und doch machte die pedantische Eitelkeit dieser Herren auf den Beyfall von ganz Europa Anspruch; theils um ihr schönes Latein zu zeigen, theils um auch von fremden Pedanten bewundert zu werden, schrieben sie durchaus nicht anders als lateinisch. Ihre Werke waren daher für das ganze übrige Deutschland ungeschrieben. Hieraus entstanden zwey Unbequemlichkeiten. Die deutsche Sprache wurde gar nicht cultivirt und blieb immer mit ihrem alten Rost bedeckt. Der Hauptheil der Nation, der kein Latein verstand, konnte sich auf keine Weise unterrichten, und blieb immer mit dicker Unwissenheit umhüllt. Dies sind Wahrheiten, denen Niemand etwas entgegen setzen kann. Unsre Herren Gelehrten sollten sich zuweilen errinnern, daß die Wissenschaften die Nahrungsmittel der Seele sind; das Gedächtniß empfängt sie, wie der Magen die Speisen; wenn die Urtheilskraft aber nicht ihre Verdauung befördert, so ist Unverdaulichkeit des Geistes unvermeidlich. Wenn die Wissenschaften Schätze sind, so muß man sie nicht aufhäufen und verschliessen; sondern dadurch nutzen, daß man sie in allgemeinen Umlauf bringt, und dieses kann nur durch die Sprache geschehen, welche alle Bürger des Staats verstehen.

Noch

Noch nicht seit langer Zeit haben unsre Gelehrten es gewagt, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und schämen sich nicht mehr Deutsche zu seyn. Sie wissen, daß das erste deutsche Wörterbuch noch nicht alt ist; ich erröthe fast dafür, wenn ich bedenke, daß ein so ausnehmend nützliches Buch nicht wenigstens hundert Jahre vor mir in die Welt gekommen ist. Bey alle dem bemerkt man itzt, daß uns allmälig eine Gährung und Veränderung bevorstehe. Man fängt an von Ruhm der Nation zu reden; wir wollen uns in gleiche Reihe mit unsern Nachbarn erheben, und Wege zum Parnaß, so wie zum Tempel des Andenkens bahnen. Wer ein feines Gefühl hat, kann dieses schon bemerken. Man muß also nur die alten und neuern klaßischen Schriftsteller in unsre Sprache übersetzen. Soll das Geld bey uns circuliren, so müssen wir es ins Publikum bringen, und die Wissenschaften, die ehemals so selten waren, allgemeiner machen. Um endlich nichts zu übergehen, was die Fortschritte unserer Litteratur aufgehalten hat, will ich auch noch den Umstand bemerken, daß an den meisten Höfen die deutsche Sprache so wenig geredet wird. Unter Kaiser Joseph I. redete man in Wien nur Italiänisch; unter Carl VI. wurde dieses vom Spanischen verdrungen; und während der Regierung Franz I.

eines gebohrnen Lothringers, wurde am Wiener Hofe weit mehr Französisch als Deutsch geredet. An den Churfürstlichen Höfen gieng es eben so. Sie werden hievon keine andere Ursache finden, als die ich Ihnen schon oft angeführt habe. Die spanische, italiänische und französische Sprache waren gebildet und bestimmt; die unsre war es nicht. Aber es muß uns trösten, daß Frankreich eben dieses Schicksal erfahren hat. Unter Franz I., Carl IX. und Heinrich III. redete man in allen guten Gesellschaften mehr Spanisch und Italiänisch als Französisch. Die Landessprache bekam nicht eher die Oberhand, bis sie feiner, deutlich und zierlich geworden, auch von einer Menge klaßischer Schriftsteller durch mahlerische Ausdrücke verschönert war, und grammatikalische Bestimmtheit erhalten hatte. Unter der Regierung Ludwig XIV. verbreitete sich die französische Sprache durch ganz Europa, und dies rührte zum Theil daher, weil man begierig war, die schönen Schriftsteller und die guten Uebersetzungen der Alten zu lesen, welche man damals in dieser Sprache fand. Itzt ist dieselbe das allgemeinste Mittel geworden, um in allen Städten und Häusern Zutritt zu erhalten. Wer von Lissabon nach Petersburg, und von Stockholm nach Neapel reiset, und französisch redet, wird allenthalben verstanden. Die-

se einzige Sprache macht uns eine Menge andere entbehrlich, die wir sonst wissen müßten, und die unser Gedächtniß mit Worten beladen würden, an deren Stelle wir itzt Sachen bringen können, welches gewiß ein erheblicher Vorzug ist.

Ich habe Ihnen nun die verschiedene Hinderniße entwickelt, welche uns in der Litteratur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsre Nachbarn. Indeß übertreffen die Spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bey uns eher der Fall seyn, als man es glauben sollte; wenn nur unsre Regenten-Geschmack an den Wissenschaften bekommen; diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen, und denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unsre Genies hervorkeimen; und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klaßischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind die schönen Tage

uns-

unsrer Litteratur nicht gekommen; aber sie nähern sich, und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hofnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hereinkommen. Erlauben Sie mir diese Vergleichung. Ich lasse sonst den Moses in allen seinen Würden, und will mich auf keine Weise mit ihm in Vergleichung setzen. Auch sind die schönen Tage unsrer Litteratur, denen wir entgegen sehen, gewiß weit mehr werth, als die nackten und dürftigen Felsen des unfruchtbaren Idumäa.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

32

XX V.87